

Freie Assoziationen zur Bach-Kantate (BWV 117)

Sei Lob und Preis dem höchsten Gut (Text: RG 240)

Trogen, 22.10.2022, Caroline Schröder Field, Pfarrerin am Basler Münster

Meine Mutter ist eine einfache Frau. Sie hat vier Kinder geboren. Sie ist 85 Jahre alt. Seit ein paar Tagen im Pflegeheim in einem kleinen Dorf im bergischen Land kämpft sie gegen Mutlosigkeit, Verzweiflung und Scham. Dünn und klein wie ein Vogel, der aus dem Nest gefallen ist. Ihre Hände liegen auf der Bettdecke, beinahe durchsichtig, während sie schläft. Mutterhände.

Helene Werthemann kommt aus einer alten Basler Familie. Sie ist Theologin, promoviert und habilitiert. Sie ist 95 Jahre alt. Sie lebt in ihrem Elternhaus, das neben den sich ausbreitenden Neubauten des Unispitals still und widerstandslos aus der Zeit fällt. Als sie studierte, gehörte die Theologie den Männern. Sie schrieb eine Dissertation über Bachs Kantaten – nein, über die alttestamentlichen Historien in den Texten seiner Kantaten. Sie wurde zur Bachkennerin und Bachliebhaberin. Seine Musik erschliesst ihr den Glauben. Mit ihr habe ich unsere Kantate gehört.

Weder meine Mutter noch Helene Werthemann können heute hier sein.

Meine Mutter hat mit uns gebetet, als wir klein waren. Jeden Abend sass sie auf unserer Bettkante. «Müde bin ich geh zur Ruh, schliesse meine Äuglein zu. Vater, lass die Augen dein über meinem Bettchen sein.» In diesen Oktobertagen sitze ich an ihrem Bett und bete mit ihr das Gebet meiner Kindheit. Sie faltet ihre Hände, und wir vertrauen uns beide den Vateraugen an, die auf uns herabschauen. Mehr braucht es nicht.

Im Bischofshof der Basler Reformierten Kirche hängen die Porträts der Antistes und Kirchenratspräsidenten. Streng schauen sie von ihrer Höhe herab, so wie einer von ihnen vor vielen Jahren auf Helene Werthemann herabschaute, die sich als Frau an die Theologie heranwagte. Die Theologie ist eine Männerwelt. Das Beten aber wird meist über die Mütter erlernt.

Mutterhände. Vateraugen. Da hat doch tatsächlich jemand im 17. Jahrhundert ernst damit gemacht, dass Gott beides haben kann: Mutterhände und Vateraugen.

Dass Gott Menschen mütterlich und väterlich begegnen kann, schützend, fürsorglich, wachend, gebietend, Anteil nehmend. Johann Jakob Schütz. Ein Pietist in einer Zeit, als sich lutherische Rechtgläubigkeit noch gegen den Pietismus wehrte. Ein Chiliast, einer mit einer glühenden Endzeiterwartung. Ein Verdächtiger, der aber ganz unaufgeregt und ohne jedes Pathos Gott mütterlich-väterlich dachte, einfach bloss,

weil er die Bibel kannte. Psalm 131,2: «Fürwahr, meine Seele ist still und ruhig geworden wie ein kleines Kind bei seiner Mutter.» Oder Jesaja 66,13: «Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.» Wer in beiden Testamenten erwartungsvoll liest und sich mit der ganzen polyphonen Bibliothek der Kirche vertraut macht, stösst auch früher oder später auf die mütterliche Seite Gottes. Mutterhände. Vateraugen.

Helene Werthemann erzählte mir von Karl Barths Reaktion auf ihre Dissertation. Karl Barth liebte Mozart. Helene Werthemann vielleicht auch, ich werde sie fragen. Aber vor allem liebt sie Bach. Karl Barths Urteil über die Dissertation der jungen Frau Werthemann: «bestätigt mir, dass Bach der Alttestamentler und Mozart der Neutestamentler war». Wenn da eine Wertung mitgeschwungen haben soll, wird sie Frau Werthemann vielleicht wehgetan haben. Ich werde sie fragen.

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut - ist voller Anklänge an die ganze Bibel. Das Lied eines pietistischen Separatisten, in eine Kantate verwandelt von einem Lutheraner der alten Schule. Johann Sebastian Bach wusste um die Differenzen zwischen seiner Konfession und den Reformierten, um den grossen Abstand zum Katholizismus, um die Querelen zwischen Pietismus und Orthodoxie. Und er fand in der Musik eine Sprache, die von allen verstanden werden konnte. Die Musik, die er auf so vielfältige Weise praktisch beherrschte, an deren Vervollkommnung er unermüdlich arbeitete, die Musik war seine Sprache der Liebe. Seine Sprache der Liebe zu Gott. *Gebt unserem Gott die Ehre.*

In dieser wiederkehrenden Zeile des Chorals sah er sich selber zitiert, unterschrieb er doch viele seiner Partituren mit «Soli Deo Gloria»: «Allein Gott die Ehre». Aber er sah natürlich auch Mose zitiert. Und den Philipperhymnus aus dem Neuen Testament. Es ist die ganze Bibel, Altes und Neues, Erstes und Zweites Testament, die uns die Liebe zu Gott lehrt. Und die Musik in ihrem Dreiklang von *delectare – docere – movere*: erfreuen, lehren und bewegen, nimmt diese Lehre auf, lässt sich von ihr leiten, durchdringen, bewegen: *Soli Deo Gloria*. Ein Spiegel, der das Licht reflektiert und damit selbst zur Lichtquelle wird. Und wer hineinblickt, lernt Heiterkeit. Und nichts ist wichtiger als Heiterkeit. Heiterkeit ist nicht „schenkelklopfendes Gelächter“. Heiterkeit ist die Gelassenheit, die aus dem Glauben kommt. Nicht der Ernst, sondern die Heiterkeit des Glaubens ist über jeden Zweifel erhaben. Die Heiterkeit des Glaubens, in der wir schon da sind, wo wir geschichtlich und menschlich gesehen noch lange nicht stehen und wohl auch nie stehen werden: in einer Welt, in der sich Gottes anfängliches Urteil über seine Schöpfung (1. Mose 1,31: «Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.») so bewahrheitet, dass aller Schmerz, alles Elend, alle Sünde Schnee von gestern sind. In einer Welt, in der die Worte des Chorals allen Menschen über die Lippen kommen, ohne dass noch darüber gestritten werden müsste: *Gott hat es alles wohl bedacht. Und alles, alles recht gemacht.*

Die Erfahrung lehrt uns Zweifel. Die Geschichte lehrt uns Zweifel. Die Raketenattacke Putins auf Kiew und andere Städte in der Ukraine lehrt uns Zweifel. Jeder Krieg und jedes Elend tun das. Die kosmische Liturgie aller Kreaturen, der Glaube, dass Schöpfung nicht von gestern ist, sondern auch jetzt noch trägt: *Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten*, die unmittelbare Erfahrung einer einzigen Gebetserhörung – und wer sagt, dass das nicht vorkommt! – lassen in Christi Namen den Zweifel hinter sich. In Christi Namen, also nicht für alle ersichtlich, sondern nur denen gegeben, die noch wissen, wovon der Glaube spricht: vom dreieinigen Gott, von der Inkarnation und Selbsterniedrigung des Gottessohnes in die schlimmste Verlorenheit und Gottverlassenheit menschlicher Existenz. Davon spricht der Glaube in Christi Namen. Vom Kantatentext bloss gestreift, ist dies doch die eigentliche Mitte: dass alles Singen, alles Gott Loben nur von Christus her möglich ist.

Wenn wir krank waren als Kinder und warteten, bis das Thermometer die Körpertemperatur anzeigte, sang unsere Mutter ein Lied, das ich seither nicht mit Weihnachten in Verbindung bringe, sondern mit einem fieberheissen Kopf und der trostvollen Geborgenheit in der Nähe der Mutter.

Sie sang: *Alle Jahre wieder kommt das Christuskind. Auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind. Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus, geht auf allen Wegen mit uns ein und aus. Steht auch dir zur Seite, still und unerkannt, dass er treu dich leite an der lieben Hand.*

Mit diesem stillen und unerkannten Christus an der Seite ist es möglich, Gott zu loben, auch wenn man sich krank und elend fühlt. Denn in ihm wird der Mensch vor Gott zurechtgerückt. Nicht nur sein Kopf, sondern sein Herz, Geist und Leib. Die Frucht dieses Zurechtgerücktwerdens ist nichts anderes als der Lobgesang, doxologische Worte, die wie von selbst die Schwelle zur Musik, zum Choral, zur Kantate überschreiten, hin und wieder zurück. Die Predigt umfangend, damit sie nicht „ausrutscht“. So wird alles, Glaube und Leben, Wort und Musik, Predigt und Kantate durchstrahlt von einer über jeden Zweifel erhabenen Heiterkeit.

Es ist diese Heiterkeit des Glaubens, die so anders ist als der Eifer des Glaubens. Aber für jeden, der Ohren hat zu hören, bzw. für jede, die mit den biblischen Texten vertraut ist, sind im Choral auch die Eiferer des Glaubens auf dem Plan. Vielleicht, weil sein Verfasser, Johann Jakob Schütz, selbst einer war. Aber vor allem, weil in den Worten des Chorals der Geist Elias heraufbeschworen wird. *Die falschen Götzen macht zu Spott! Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!* Da ist er: Elia, der Gottesstreiter, der auf dem Karmel ein Gottesurteil heraufbeschwor, der in einem gross inszenierten Schaukampf die Ohnmacht der religiösen Konkurrenz demonstrierte und allem Volk das Bekenntnis zu JHWH abrang. Der in seinem Eifer für das Erste Gebot – und ist nicht Bachs «Soli Deo Gloria» ein Variante des Ersten Gebots? – seine Gegner tötete und der unmittelbar

danach in eine Erschöpfungsdepression fiel. Aus der ihn niemand herausholen konnte als Gott allein.

So ist es mit dem Menschen, der gerade da, wo er am meisten für Gott zu streiten meint, am meisten sündigt. Nur Gott kann ihn retten. Und Gott tut es: In Christus neigt *der Schöpfer selbst die Vateraugen denen zu, die sonst nirgend finden Ruh*. Auch Elia wurde wiedergefunden, als er in der Wüste war.

Gerade um des Glaubens willen muss der Eiferer in die Wüste geschickt werden. Nichts hat der Eiferer mehr zu lernen als Gottes leises Erscheinen. Als Gottes Versteckspiel zwischen den Zeilen. So wie sich in einer Bachkantate zahlreiche Anspielungen auf die Trinität verbergen – und zugleich entdecken lassen, wenn man sich mit Zahlenmystik auskennt. Vielleicht wollen ja die Eiferer des Glaubens einfach nur zu schnell zu viel, während die Heiteren alle Zeit der Welt haben, um zu sehen, wie sich Parallelen im Unendlichen schneiden und wie Widersprüche aufgelöst und Gegensätze versöhnt werden. «Soli Deo Gloria» ist Eschatologie, ist Zukunftsmusik. In diesem Leben sind wir alle damit überfordert. Auch die, die es sich auf die Fahnen schreiben. Zu bald kann aus dem «Soli Deo Gloria» ein Schlachtruf der einen gegen die anderen werde, wie Elia es auf dem Karmel inszenierte. Die Worte «Soli Deo Gloria» können vom Menschen missbraucht werden, um Kriege zu führen. Sie sind, wie alle Worte, dem Menschen schutzlos ausgeliefert. *Gebt unserm Gott die Ehre*, diese wiederkehrende Choralzeile, leuchtet mir dann am ehesten ein, wenn ich mir dabei vorstelle, dass wir uns einmal überrascht die Augen reiben werden, wie beim Erwachen, wenn wir nämlich entdecken, dass wir und die anderen ja eins sind; die Andersgläubigen Menschen wie wir; Teil derselben kosmischen Liturgie, in der wir alle unsere Worte, unsere Sprache suchen, um unserer Liebe Ausdruck zu geben.

Ach ja. Als wir ganz klein waren, zu klein noch für Gebete, da sang meine Mutter uns bei Fieber zuerst ein noch viel einfacheres Lied, und ich sehe die Bewegung ihrer Hände deutlich vor mir:

Wie das Fähnchen auf dem Turm sich kann drehn bei Wind und Sturm, so sollen sich meine Hände drehen, dass es eine Lust ist anzusehen. Mutterhände. Was wären die Vateraugen ohne die Mutterhände.

Es gibt verschiedene Sprachen der Liebe. Wenn man in der Liebe nicht dieselbe Sprache spricht, stellt sich immer wieder der Verdacht ein, es könne sich beim anderen nicht um Liebe handeln. Auch Theologie und Musik sind unterschiedliche Sprachen. Helene Werthemann hat sich mit beiden vertraut gemacht und mir damit eine wertvolle Brücke gebaut. Die ich gebraucht habe. Denn auch ich bin eine einfache Frau.

Publikation mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Bachstiftung St.Gallen. Die Reflexion ist neben der musikalisch-theologischen Einführung von Rudolf Lutz und Dr. Niklaus Peter und der Aufführung vom 22.10.2022 in der Kirche Trogen zu hören und zu sehen via: <https://www.bachipedia.org>